

dtv

An einem heißen Sommertag steigt Jakob auf sein Mountainbike und haut einfach von zu Hause ab. Der Sechzehnjährige will sich auf die Suche nach seinem Vater begeben, der zwei Jahre zuvor beim Kajakfahren auf mysteriöse Weise verschwunden ist. Während seiner Reise ins Ungewisse nimmt Jakob immer wieder Drogen und bricht schließlich mit einem schweren Sonnenbrand zusammen. Ein katholischer Geistlicher findet ihn und pflegt ihn gesund. Doch kann er Jakob bei seiner Suche helfen? Auch in seinem Leben scheint es ein dunkles Geheimnis zu geben...

Paulus Hochgatterer, 1961 im niederösterreichischen Amstetten geboren, studierte Medizin und Psychologie. Er lebt als Kinderpsychiater und Schriftsteller in Wien. Neben diversen anderen Auszeichnungen erhielt er für seinen Roman ›Die Süße des Lebens‹ (dtv 21094) den Deutschen Krimipreis 2007.

PAULUS HOCHGATTERER

Wildwasser

Roman

dtv

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de**

Von Paulus Hochgatterer
sind bei dtv außerdem erschienen:
Eine kurze Geschichte vom Fliegenfischen (2 1072)
Die Süße des Lebens (2 1094)



Neuausgabe 2009
5. Auflage 2017
Veröffentlicht 2006 bei
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Lizenzausgabe mit Genehmigung des Paul Zsolnay Verlags
© 1997 Deuticke im Paul Zsolnay Verlag, Wien
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung: Lisa Höfner unter
Verwendung eines Fotos von plainpicture/KuS
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Gesetzt aus der Janson Text 10/13,5
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21151-2

*Für meinen Vater
und für
Johannes, meinen Sohn*

*Ich faltete penibel meine Serviette
zusammen, stand auf und sagte:
Vale, Sancte Pater!*

Anthony Burgess: ›Earthly Powers‹

1 Kyrie eleison.
Christe eleison.
Kyrie eleison.

Der Tag, an dem ich von zu Hause wegging, um meinen Vater zu suchen, war der Tag, an dem Johnny Herbert den Grand Prix von Silverstone gewann. Draußen hatte es fünfunddreißig Grad im Schatten und Luftfeuchtigkeit Null. Auf den Liegewiesen der Bäder fügten die Menschen einander leichte Weichteilquetschungen zu. In der fernsten Einsamkeit des Atlantiks drehte sich angeblich ein mittleres Sturmtief. Seine äußersten Wolkenableger erreichten Neufundland und die Färöer Inseln.

Zwölf Runden vor Schluß biß sich Damon Hill am Hinterteil des führenden Michael Schumacher fest, und es war nur mehr eine Frage von Minuten, bis er den arroganten Deutschen hinter sich lassen würde. Dann fuhr er eine Linkskurve einen Deut zu spät an, der Williams bohrte sich seitlich in den Benetton, und beide waren draußen. Schumacher schimpfte irgendwas von »Arschloch«, das konnte man auf dem Bildschirm deutlich sehen. Mit einem Blick wie ein beleidigter Papa-

gei stolzierte er zur Box zurück. Hill schaute etwas betreten, und das war recht so. Auf niemanden war Verlaß.

Vor dem Fernseher hatte es vierunddreißigeinhalb Grad und neunundneunzig Prozent Luftfeuchtigkeit. Das machten die Zimmerpflanzen. Nicht, daß ich grundsätzlich was gegen Zimmerpflanzen habe, ganz im Gegenteil, hier und dort ein Blatt oder eine Blüte, das verbessert das Raumklima, und auch für die Nerven soll es gut sein. Sobald sich das Zeug allerdings zum Dschungel auswächst, wird das Klima tropisch, und für mitteleuropäische Nerven ist das mit Sicherheit nicht gesund. Verantwortlich für das Dickicht ist meine Mutter. Seit sich mein Vater im September vorletzten Jahres verabschiedet hat, hätschelt sie die Gummibäume, Scheffleren und Dieffenbachien, als seien sie alle irgendwelche Exoten, die nur einmal im Jahrhundert für zwanzig Sekunden blühen. – Das bin ich ihm schuldig, sagt sie und bekommt einen feuchten Blick. Vater goß die Pflanzen einmal pro Woche, meistens am Freitag, da kam er früher von der Arbeit nach Hause – einmal pro Woche pures Wasser, sonst nichts. Jetzt gibt's alle paar Tage Dünger, Brennesseljauche gegen Ungeziefer, Abreibungen mit Seifenlauge und weiß Gott noch was. Die Pflanzen wissen vermutlich nicht, wie ihnen geschieht, und glauben jetzt, sie seien all die Jahre grob vernachlässigt worden. Garantiert halten sie meinen Vater im nachhinein für einen sadistischen Gefängniswärter, der sie am Existenzminimum gehalten hat. Meiner Mutter braucht

man das erst gar nicht zu erklären: feuchter Blick. Das bin ich ihm schuldig. Er hätte seine Freude daran. Und so weiter.

Schumacher war also draußen – das Beste, das in einem Formel-1-Rennen überhaupt passieren kann –, Gerhard Berger war längst der Motor eingegangen, die Radaufhängung gebrochen und die Elektronik durchgebrannt, alles gleichzeitig, aber daran hatte man sich in letzter Zeit ja gewöhnt, und Damon Hill war auch draußen, das war ich gerade dabei zu verarbeiten. Ich hängte meine Hoffnungen an David Coulthard, den zweiten Williams-Piloten. Williams ist ein sympathisches Team, und das Gerücht, Berger werde demnächst von Ferrari zu Williams wechseln, gab zusätzlich zu ein wenig Hoffnung Anlaß. Coulthard hingegen ließ mich im Stich. Sie brummt ihm wegen Geschwindigkeitsüberschreitung bei Ausfahrt aus der Box zehn Strafsekunden auf. Damit war die Sache gelaufen, er selbst Zweiter und erst recht ein Benetton voran. Wieder einmal hatte sich ein Statist durchgesetzt, einer jener Niemande, die man nur kennt, weil sie in jedem zweiten Rennen gleich nach dem Start eine Massenkarambolage verursachen. Johnny Herbert – allein dieser Name: wie von einem Vizeweltmeister im Diskuswerfen oder vom neuen Bademeistergehilfen aus ›Baywatch‹. Ich wartete nicht auf die Champagnerspritzerei, sondern drehte den Fernseher ab, stand auf und machte dem Streifenphilodendron neben der Glasvitrine einen Knick in sein größtes Blatt. Danach reckte ich die Hand mit dem Victory-Zeichen empor gegen die

Wand über der Vitrine. Dort hing Vaters schwarz-silber gesprenkeltes Kevlar-Paddel.

Mutter und Franziska saßen auf der Loggia, beide hatten die Füße auf der Brüstung, hielten ihre Gesichter in die Sonne und schlürften irgendein rotes Zeug mit Eiswürfeln. Mir hatten sie natürlich nichts gemischt, gebracht schon gar nicht. Überhaupt schauten sie mich eindeutig unfreundlich an. – Na, wer hat gewonnen? fragte Mutter und quälte sich eine Art Lächeln ab. – Richard McGere, sagte ich, was trinkt ihr da?

Richard McGere? Den kenn ich nicht.

Ein Neuer. Ist das Himbeersaft?

Woher kommt er? Aus Amerika?

Schottland. Ein Talent.

Richard McGere – sagt mir rein gar nichts. Muß ein echter Senkrechtstarter sein.

Jawohl, ein Senkrechtstarter. Was trinkt ihr da?

Aber andererseits hat der Name einen vertrauten Klang.

Meine Schwester befand sich wohl gerade in einer ihrer seltenen hellen Minuten und explodierte: Merkst du nicht, wie er dich verarscht?! kreischte sie meiner Mutter zu, er macht sich lustig über dich, geradeso wie er sich immer lustig macht, wenn ihn irgendwas ärgert! Mutter bekam ihre asymmetrischen Nasenwurzelfalten, die linke länger und tiefer als die rechte. Ich hatte wirklich keine Lust auf Streit. – Johnny Herbert hat gewonnen, sagte ich, das ist die Wahrheit. Der Name wird euch genausowenig sagen wie Richard McGere, aber es

ist die Wahrheit. Darf ich jetzt auch so was zu trinken haben? – Es ist Campari-Soda, sagte meine Schwester und reckte triumphierend ihre Nase in die Höhe.

Wie bitte?!

Campari-Soda! Campari-Soda! Campari-Soda! Sie klimperte mit den Eiswürfeln vor meinem Gesicht herum. Ich blickte einige Male zwischen Franziska und Mutter hin und her und schaute dabei vermutlich ziemlich blöd. – Täusche ich mich, sagte ich schließlich, oder hat meine Schwester vor dreieinhalb Wochen ihren dreizehnten Geburtstag gefeiert, nicht den dreiundzwanzigsten, nicht den sechzehnten, nein, den dreizehnten?! – Du täuschst dich nicht, Jakob, sagte Mutter. – Du täuschst dich nicht, Jakob! keppelte ihr Franziska hinterher. – Du täuschst dich nicht, Jakob, sagte Mutter in dem bewußten Jetzt-wird-es-ernst-Ton, es ist eine Ausnahme, es ist eine besondere Situation. Sie klang kein bißchen unsicher, und ihre Nasenwurzelfalten waren noch ausgeprägter geworden.

Gibst du den Kleinen im Kindergarten in besonderen Situationen auch Campari-Soda? fragte ich.

Mutter schlug den Boden ihres Glases in kleinen, harten Stößen gegen die Metallplatte des Balkontisches. – Es ist eine ganz besondere Situation, sagte sie, verstehst du, eine ganz besondere Situation! Sie betonte jedes Wort und brauchte es gar nicht auszusprechen: Ich war nicht erwünscht. Ich sollte verschwinden. Ver-schwinden! Tok-tok-tok! Campari hätte ich sowieso keinen gewollt.

Es war, als drücke jemand ganz kurz und sanft seine Fingerkuppe auf meinen inneren roten Schalter, vielleicht jemand, der gar keine Ahnung hat, was er dabei riskiert. Es war wie ein gerade noch erträglicher kleiner Funkenüberschlag, wie das Flaschenbürstengefühl unter dem Brustbein, wenn man auf einen elektrisch geladenen Weidezaun greift.

In meinem Zimmer gibt es keine Spur von Vegetation. Für die Zukunft kommen ärgstenfalls Wüstenpflanzen in Frage, vielleicht ein paar von diesen mongolischen Kakteen, die schon mehr Mineralien sind als Lebewesen. An dem Zustand, daß alles an mir klebte, änderte sich freilich nichts. Trotz des Abgehens unmittelbarer botanischer Wasserabdünstung hatte sich also die Glashaufeuchtigkeit des übrigen Hauses erbarmungslos auch hier eingeschlichen. Ich streckte mich aufs Bett und wünschte mir eine Klimaanlage.

Eine besondere Situation, eine ganz besondere Situation: Die beiden sprachen über Monatshygiene, daran gab es angesichts des vertraulichen Köpfezusammensteckens wenig Zweifel. Daß sie mich weghaben wollten, wäre ja, genaugenommen, noch nicht so außergewöhnlich gewesen. Aber der Weihrauch war unüblich. Ein paar rote Tropfen, und schon wurde heftig diskutiert über Tampons und Binden und extradünn und Saugkraft und Haftstreifen und Schwimmengehen und sonstwas. Dazu tranken sie Campari-Soda. Nicht, daß meine Mutter eine Alkoholikerin wäre, nein, aber sobald sie Alkohol trinkt, verliert sie ihre Kritikfähigkeit,

und die erste Konsequenz ist, daß sie fortfährt, Alkohol zu trinken. Das passiert in der Tat nur gelegentlich, doch würde ich sie auch nur einmal am Morgen beim Alkoholtrinken erwischen, so würde ich mir echte Sorgen um die Kinder im Kindergarten machen. Ich bin ziemlich sicher, daß sie nie trinkt, bevor sie von der Arbeit nach Hause kommt. Jetzt allerdings war Sonntag, sie trank mit Franziska, und irgendwie, denke ich, ist eine Mutter für eine Tochter doch mehr Vorbild als für einen Sohn.

Ich warf die CD, die auf dem Stapel ganz oben lag, in die Sound-Machine. Es war ein Sampler von Rave-, Dancefloor- und Quatschnummern aus der letzten Zeit. Am Anfang kam ›Scatman‹ von Scatman John, in den Charts damals zirka die fünfzehnte Woche die Nummer eins. Ich holte zuerst die beiden NAF-NAF-T-Shirts, das ultramarinblaue und das moosgrüne, aus dem Kasten und legte sie aufs Bett. Dann die orangefarbenen Best-Montana-Shorts mit der grünen Aufschrift. Die schwarze 615er Levis. Die 501er war mir im Schritt zu kurz. Ich kenne überhaupt niemanden, dem die 501er wirklich paßt. Dann die neuen dunkelblauen Leinen-Sportschuhe. No name. Hundertneunundneunzig fünfzig. Stinken wie eine Reifenfabrik. Die dunkelgrüne Nike-Windjacke, Aufschrift in Weiß und Gelb, rechte Zipptasche innen durchgerissen: Faust hineingestoßen voller Wut, ratsch. Ich faltete alles ordentlich und stapelte es übereinander. Es entstand ein niedriger, quaderförmiger Stoß. Ich schaute ihn an und wurde immer

trauriger. Es war komisch: Das Betrachten eines lächerlichen Häufchens von Kleidungsstücken machte mich traurig, nicht ein bißchen, sondern so richtig dunkelschwarz traurig, so als, ich weiß nicht, als läge dort tot mein Kater. Das hielt an und wurde immer ärger, nicht zu stoppen, wie eine Betonplatte, die auf einen herabgesenkt wird.

Schließlich rettete mir ›Dooop‹ das Leben. ›Dooop‹ von Dooop. Diese Nummer, die aus nichts anderem besteht als aus hundertzwanzig Schlägen pro Minute und einem absolut irren Klarinettenlauf. Herzschlag auf Touren, Klarinette, tatatatatatata, Klarinette, die hundert Meter unter zehn Sekunden, tatatata, Klarinette. Ein Kran, der die Betonplatte wegschwenkte, als sie eben meinen Scheitel berührte. Ich drückte auf »repeat song«. Dauerdooop. Aus dem Nachtkästchen nahm ich den Taschengürtel, die Sonnenbrille und das Fixiermesser. Mitsamt den Kleidern stopfte ich die Sachen in den kleinen signalgrünen Rucksack. Ich zog mich aus und schob das verschwitzte Zeug unters Bett. Ich schlüpfte in meine Radlershorts und in mein altes dunkelgraues Lieblings-T-Shirt von Diesel. Tatadoopdooptatadoopdooop. Helm? Kein Helm. Schirmkappe. Die fingerlosen Handschuhe. Die Shimano-Schuhe, die ich mir selbst als Trost zum Schulschluß geschenkt hatte. Nein, noch nicht, die Schuhe würden auf dem Holzboden einen Höllenlärm machen. Tatadoopdooop. Ich drehte vorsichtig noch einen Teilstrich lauter und ging in Socken ins Wohnzimmer.

Ich kramte mein Sparbuch aus der mittleren Kommodenlade unter der Tischwäsche hervor und stahl siebenhundertzwanzig Schilling aus Mutters Geldbörse, kleine Scheine. Die Bankomatkarte ließ ich drinnen, obwohl ich den Code seit Jahren kenne. Dreiundneunzigzwölf. Mutter würde es vielleicht zu schätzen wissen. Andererseits war es mir egal. Ich wollte mir nur nicht wirklich wie ein Verbrecher vorkommen. Aus der Speisekammer holte ich mir die einzigen beiden Tafeln Schokolade, die vorhanden waren, eine Frigor von Lindt und, obwohl ich sie nicht so unbedingt mag, eine Finessa Schwarzwälder Kirsch von Suchard. Traubenzucker gab's nur mit Pfefferminzgeschmack, und von Pfefferminze bekomme ich regelmäßige Brechreiz, wenn ich mich vorher angestrengt habe.

Auf dem Rückweg machte ich dem Streifenphilodendron neben der Glasvitrine auch ins zweitgrößte Blatt einen Knick. Tatadoopdoop. Dann stieg ich auf einen Sessel und nahm Vaters Paddel von der Wand. Mutter und Franziska würden sein Fehlen in zirka drei Tagen bemerken und schwer erschüttert sein. Momentan saßen die beiden wohl nach wie vor auf der Loggia, die Beine auf der Brüstung, pappten sich Sonnencreme aufs Dekolleté und nippten am letzten Drittel des zweiten Campari-Soda. Vermutlich hatte Mutter schon begonnen, über Männer zu sprechen und über deren Unfähigkeit, das Weibliche an sich zu begreifen. Ich dachte an always ultra und, wie o. b. die Regel im Inneren des Körpers aufnimmt, und ich wußte, daß Mutter, was mein

Verhältnis zum Weiblichen an sich anlangt, hundertprozentig recht hatte.

Ich stellte »repeat song« ab, und nach dreieinhalb Minuten hatte es sich ausgedoopt. Es folgte eine der leicht verwechselbaren Nummern von D. J. Bobo, danach »Mief« von den Doofen: Nimm mich jetzt, auch wenn ich stinke, denn sonst sag ich winke, winke und good bye. Das war die rechte Untermalung für einen unauffälligen Abgang. Ich nahm Rucksack, Paddel und Schuhe und schwebte davon aus dieser modrigen Atmosphäre. Für einen Moment blieb ich mit den Augen an jenem Kratzer hängen, den ich vor einiger Zeit in einer ziemlich zornigen Verfassung in den linken Türflügel meines Kleiderschranks gegraben hatte. Wenn man lange genug hinschaut, beschreibt er die Umrisse eines Pinguins.

Auf dem Gang zur Garage spielte Marquis Posa mit einer Holzkugel. Ich habe den Kater umgetauft, nachdem wir mit Sylvia Schenk, unserer Musikprofessorin, in der Oper »Don Carlos« gesehen hatten. Da war ein langmähniger, zirka zwei Meter großer Mensch, der in einem schwarzen Lederdreß steckte und mit einer Stimme den Posa sang, die einem noch in die Haarwurzeln fuhr, als ihn der senile König längst erschossen hatte. Daß er sich für seinen geisteskranken Freund hinmetzeln läßt, ist im Grunde genauso abwegig wie der Rest des Stückes, doch die Art und Weise, in der dieser Typ es zelebrierte, konnte einen nicht kalt lassen. Franziska interessierte das alles nicht. – Du hast kein Recht, ihn

einfach umzutaufen! brüllte sie, Felix gehört zu fünfzig Prozent mir! Mutter sagte etwas völlig Unparteiisches über die Rücksichtnahme des Älteren der Jüngeren gegenüber, was nichts daran änderte, daß der Kater kohlrabenschwarz und langhaarig ist wie dieser Sänger. Er wurde jedenfalls in der Folge von Franziska Felix und von mir Marquis Posa gerufen. Er hat glücklicherweise immer schon eher auf mich gehört. Franziska forderte als Ausgleich für sich allein eine weiße Katzendame, und Mutter sagte, sie sei doch nicht verrückt.

Marquis Posa trieb also gemächlich eine Holzkugel vor sich her, die sich bei genauerem Hinsehen als Bestandteil von Mutters pädagogisch hochwertigem Montessori-Spielzeug entpuppte. Er gab dabei keinen Laut von sich, wie die Kinder im Kindergarten. Armer Kater! – Wehr dich, Posa, sagte ich, laß dir nichts gefallen! Es gibt Leute, die bringen ihre Katzen, Hunde und Hamster um, bevor sie für immer weggehen, weil ihnen die Vorstellung unerträglich ist, ihre Tiere könnten sie mit einem anderen Menschen betrügen. Mit der Fußspitze schob ich dem Kater die Holzkugel hin. Er legte den Kopf schief und schaute mich an. – Vergiß Montessori, Posa, sagte ich, vergiß es!

In der Garage war es kühl. Wahrscheinlich war dies der einzige Ort in Mitteleuropa, an dem es an diesem Tag kühl war. Vielleicht täuschte auch das Fenster, das eine Art Aquariumslicht erzeugte. Auf der oberen Wandhalterung lag das türkisgrüne Gattino, das Boot, mit dem ich immer gefahren bin. Die Bügel darunter waren

leer. Im linken Spind des Blechschrankes hingen meine Spritzdecke und mein gelb-violett gestreifter Neoprenanzug. Ganz hinten lehnte mein Paddel, blau mit silbernen Sternen auf den Blättern.

Der Volvo stand absolut schief in der Garage. Er steht immer so, seitdem Mutter ihn fährt. Das linke Außenspiegelgehäuse ist zersprungen und der Frontspoiler abgefallen. Straßenlaternen, Randsteine: Überall gibt es natürliche Hindernisse. Trotzdem bleibt der Volvo das sicherste Auto! – Du schwörst doch auf diesen Kübel einzig und allein, weil die Ladefläche so groß ist, daß du dein Ruderzeug nur einfach so hineinzuschmeißen brauchst, hatte Mutter Vater immer wieder angeätzt. Sie hatte sich bis zuletzt geweigert, einen Unterschied zwischen Rudern und Paddeln zu machen. – Ein netter kirschroter Golf GTI hätte um hundertfünfzigtausend weniger gekostet. Ich konnte den Spruch schon nicht mehr hören.

Im Auto roch es nach Schweiß und nach Franziskas »Big Banana«-Sonnenöl. Vom Innenspiegel baumelte der winzige Kajak aus Zahnkeramik mit hinten und vorne einer Goldspitze. Einem seiner Zahnärzte hat Vater aus Zahnkeramik einen Jagdhund mit goldener Schnauze gemacht. Ich legte die Hände aufs Lenkrad. Ich wußte, wo in der Wohnzimmerkommode der Reserveschlüssel lag. Kupplung, starten, Rückwärtsgang, langsam weg von der Kupplung, ein wenig Gas geben, die Auffahrt hinunter, nach links einschlagen, stopp, Kupplung, erster Gang, Gas, Kupplung, zweiter Gang, Blinker nach rechts, abbiegen, und beim Elektrogeschäft

ist man außer Sichtweite unseres Hauses. Ich öffnete das Handschuhfach, nahm alle fünf Teile der Straßenkarte Österreich eins zu zweihunderttausend heraus und stopfte sie in den Rucksack. Er sah jetzt aus, als sei eine Wassermelone drin.

Ich drehte mich um neunzig Grad, so daß die Beine zur Tür hinaushingen, und schlüpfte in die Shimano-Schuhe. Auf dem Betonboden klapperten sie wie Pferdehufe. Ich hob mein Scott Yucatan aus dem Vertikalständer, prüfte die Kettenspannung und pumppte Luft nach. Mit gelb-grün gestreiftem Elektrikerdraht fixierte ich Vaters Paddel am oberen Rahmenholm und an der Sattelstütze. Die Paddelblätter ragten vorne und hinten über wie die Seitenruder eines eigenartigen Flugzeuges. Langsam, um möglichst wenig blechernes Kreischen zu verursachen, zog ich das Garagentor hoch. Ich saß auf, ließ mich die Zufahrt hinabrollen, geradewegs in die weiße Hochofenhitze hinein, bog nach links ab, spannte die Oberschenkel und schaltete hoch. Abzweigung nach rechts, die drei Säulenthujen, das Elektrogeschäft, der Zeitungskiosk, davor der Citroën-Transporter des Trafikanten, der gelbe Rautengitterzaun, der Kiesbehälter aus Waschbetonplatten, das Wartehäuschen der Bushaltestelle. Die Blätter des Kastanienbaumes hatten seit dem Frühjahr breite braune Ränder. Ich klappte den Schirm meiner Kappe hoch und schob mir die Schultern unter dem Rucksack zurecht. Das optische Display meiner Schaltung zeigte den zwölften Gang. Ich war auf einer leichten Steigung unterwegs nach Westen.

2 Gloria in excelsis Deo et in terra pax hominibus bonae voluntatis.

Ich zog mehrmals hintereinander die Heckbremse, ganz kurz und leicht; es war wie ein Fingerflattern. Das Hinterrad schlingerte unter weichem Knirschen einen Zehntelmillimeter an der Stoßstange eines provokant dastehenden grellgelben Chevrolet Saratoga vorbei, mein linkes Knie näherte sich bis auf eine Handbreit dem Boden, und der Rucksack pendelte mir mit Wucht gegen den linken Oberarm. Durch eine genau dosierte Lenkerbewegung nach rechts erreichte ich, daß sich das Fahrrad langsam, wie in Zeitlupe, wieder zur Vertikalen aufrichtete, während ich mich zugleich entlang einer Hyperbel dem Randstein näherte, ohne ihn dann tatsächlich zu berühren. Insgesamt gelang mir also ein ziemlich elegantes Schleudern. Ich hatte allerdings nichts davon, denn es fehlte das Publikum. Ein dicker, bärtiger Mann beugte sich in diesem Moment hinab, um in den roten Kleinwagen eines Eilbotendienstes zu steigen, eine ältere Frau mit Einkaufskuli und deformierten Kniegelenken wandte mir den Rücken zu, und der Fah-